

Vom Kriege [Schluss]

Autor(en): **Biedermann, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **4 (1928-1929)**

Heft 22

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-711806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einem Soldaten hingäbe, der zufällig in ihrer Nähe Dienst tun muss.

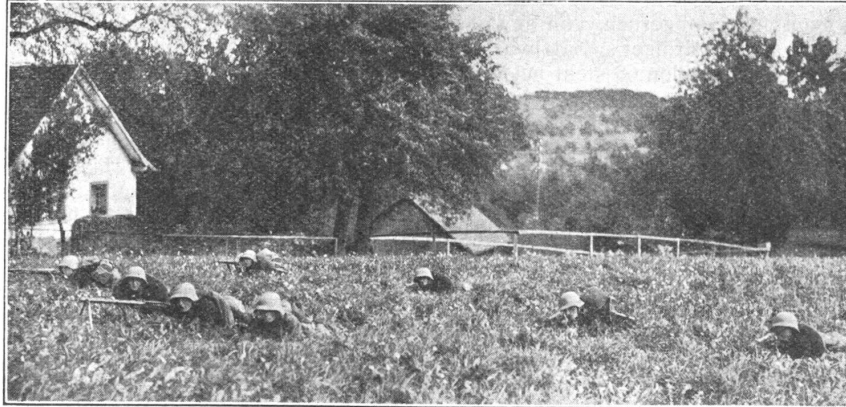
Wenn wir uns diese wenigen hier mitgeteilten Ratschläge beherzigen, werden wir alle in 14 Tagen wieder gesund an Körper und Geist aus dem Toggenburg heimkehren.

Hptm. Wehrli, Bat.-Arzt 68, («Der 68er».)

haben kein Regiment mehr»; dann verliessen ihn die Kräfte. Als er wieder zu sich kam, erhob sich plötzlich aus all dem Krachen ein einzelner Donnerschlag und lähmte alle: Die Brücken waren gesprengt worden samt allem, was darauf war, und drüben waren die Reste des Regiments abgeschnitten.

Nachdem die Starre gewichen war, fiel in der

«Im Feld.»



Prêts pour l'attaque.

(Dubois)

Vom Kriege.

Der Untergang eines österreichischen Regiments.

(Schluss.)

12. Der Untergang des 1. Schützenregimentes.

In jenem Augenblick kämpfte das erste Schützenregiment mit übermenschlicher Anstrengung, in kleine und kleinste Gruppen zersplittert, in zerrissenen und völlig gemischten Verbänden gegen einen übermächtigen Gegner. Ohne einheitliche Leitung und ohne Verbindung untereinander wichen die Wiener Schützen erst zurück, wenn die Anschlussstruppen zurückgegangen waren und die Abschneidung drohte.

Das Regiment hatte den Befehl erhalten, den Styr auf der südlichen Styrbrücke in Luzk zu überschreiten. Weiter wurde mitgeteilt, dass sämtliche Brücken zur Sprengung vorbereitet wären. Die Sprengung hatte der letzte über die Brücke gehende Offizier zu befehlen.

Der Regimentskommandant begab sich sofort nach Luzk, denn nur an der Styrbrücke konnte er seine völlig aufgelösten Bataillone mit Sicherheit wieder in die Hand bekommen. Nach Luzk wandten sich die Truppen ohnehin, willenlos dem Selbsterhaltungstrieb folgend. Eine schwarze, wirre Masse von Tausenden von Menschen strömte der brennenden Stadt zu und ergoss sich als wüstes Kriegsvolk durch die Strassen, während Vorrathshäuser angezündet und Munitionsmagazine in die Luft gesprengt wurden.

Als Schönowsky den Rückzugsbefehl erhielt, fasste er den gleichen Entschluss wie sein Oberst; denn nur an der Styrbrücke konnt er wieder Herr der Lage werden.

In Luzk wurde Schönowsky von der zurückwälvenden Menschenflut erfasst und mit fortgeschwemmt. Jenseits der Brücke hörte er den Ruf «Einser». Zusammen gesunken sassen hier einige Offiziere und Soldaten des Wienerregimentes, unter ihnen stand nur einer hochauferichtet da: der Oberst. Schönowsky konnte seinem Vorgesetzten nur noch die Worte sagen: «Herr Oberst

Gruppe der Einser Schützen das Wort «Rückzug». Da bäumte sich der Oberst hoch auf: «Da steh' ich! Da bleib' ich!» Doch plötzlich stürzte er zusammen. Seine letzte Kraft war dahin. Eine vorbeifahrende Protze nahm ihn auf. «Lebt wohl, liebe Einser!» Das waren seine letzten Worte an das Regiment.

Der auf dem östlichen Ufer gebliebene Rest des 1. Schützenregimentes war aufgelöst und zusammenhanglos im Brückenkopf zerstreut und verfiel nun infolge der vorzeitigen Brückensprengung seinem Schicksal. Triebmässig hatten sich einzelne lose Gruppen um Offiziere gebildet; trotzdem sind sie dadurch zum geringen Teil gerettet worden.

So hatte z. B. Oberleutnant Buczek, welcher nun das dritte Bataillon führte, gekämpft, bis die feindlichen Massen ihn überfluteten. Als er endlich den Rückzug antreten musste, trafen seine Leute plötzlich auf ein Hindernis mitten im Brückenkopf, der die Flüchtlinge stellte. Ein Wahnwitz musste den Stacheldraht dorthin gelegt haben. Nirgends eine Gasse, nirgends ein Loch. Die Soldaten irrten vor dem Drahte auf und ab, bis der johlende Feind das Gemetzel begann. Als der Rest schliesslich eine der Styrbrücken erreichte, da war sie gesprengt. Ein Teil der Leute irrte flussauf und -ab und fiel dem Feind in die Hände; andere warfen sich in den Styr, in dessen Wirbeln sich ein schauerliches Kämpfen ums Leben entspann. Nur wenige der ringenden Menschen entkamen wie durch ein Wunder mit dem Leben.

13. Die Ursachen des Unglücks.

Schönowsky spricht sich in seinem Buche auch aus über die Ursachen dieses erschütternden Unterganges seines Regimentes.

Als allgemeinen Grund führt er an die verhängnisvolle Gewöhnung ans Telephon, ohne das kein höheres Kommando mehr führen konnte. Er schreibt den Satz: «Die alte Armee hatte während des Krieges zu allen übrigen noch einen neuen schlimmen Feind bekommen: das Telephon.» Es hatte ungeahnte Möglichkeiten geschaffen. Doch lagen nun viele Kilometer Draht zwischen

Stab und Truppe und ebenso viel Entfremdung, Verständnislosigkeit und Misstrauen. Der Draht hatte das wahrhafte Zusammenwirken zwischen Führer und Truppe verflacht, und wenn er einmal riss in Lagen, die vom Alltagskrieg verschieden waren, dann war das Unglück da, wie bei Olyka und Luzk. Zum Führer wird der Soldat stets Vertrauen haben, wenn er ihn sieht; und im fortgesetzten Unglück, da klammert sich der Soldat krampfhaft an einen Halt. Diesen geben ihm aber nur seine sichtbaren Führer, während vom unsichtbaren Kommandanten ein innerliches Abbröckeln erfolgt, denn er macht ihn dann auch für alles verantwortlich. Gewiss hätte kein Führer jemals den verhängnisvollen Anordnungen zugestimmt, wie sie namentlich im Brückenkopf von Luzk Schritt für Schritt zum Untergang führen mussten, hätte er den Wirrwarr an Ort und Stelle gesehen.

Zu den besonderen Ursachen des Zusammenbruches von Olyka und Luzk muss auch die Unfähigkeit der dortigen höheren Führer gerechnet werden: Die fehlerhafte, schachbrettförmige Aufstellung der Reserve, die zersetzende Unsicherheit beim Bezug der Zwischenstellungen, dann auch der verhängnisvolle Befehl über die Brückensprengung, der diese, die ganze Lage entscheidende Handlung, sehr ungenau und unbestimmt einfach dem zufällig als Letzter über die Brücke kommenden Offizier überliess, während an diesem gefährdeten Punkte nur das persönliche Eingreifen eines leiblich sichtbaren höheren Führers die Lage wieder hätte herstellen können. Fehlerhaft war auch die Anlage des Brückenkopfes von Luzk mit seinen ausgedehnten Hindernissen im Innern. Ferner scheint die Kenntnis des Brückenkopfes völlig gemangelt zu haben, sonst hätte man das erste Schützenregiment kaum unmittelbar vor den Hindernissen in Stellung befohlen.

Auf alle Fälle hat die Führung, gelinde gesagt, die Lage etwas vertrauensselig angeschaut. Angenetter spricht von himmelschreiendem Leichtsinn und verbrecherischer Schlamperei.

In der Truppe sprach man schon seit Monaten von der bevorstehenden Offensive der Russen. Wochenlang vorher war das erste Schützenregiment im Gebrauch von Handgranaten unterrichtet worden und hatte sich im Werfen bis zum Ueberdruß geübt; aber im entscheidenden Augenblick besass das Regiment keine einzige Handgranate. Viele Munitionskammern mit sauberlich gemalten Aufschriften waren auch vorhanden; aber als der Artilleriekampf beginnen sollte, da waren sie leer. Die ersten Verluste bei Olyka erlitt das Regiment durch das Einstürzen der Deckung. Keine Hölzer, keine Bretter waren da, um die mürben, sandigen Grabenwände zu stützen; hinter der Front dagegen waren ganze Reihen schmucker Villen aus köstlichem Eichen- und Birkenholz für höhere Stäbe errichtet worden mit ihren zahlreichen Schreibern, Bleistiftpitzern und Aktenträgern. So spricht Angenetter.

14. Irrlichter.

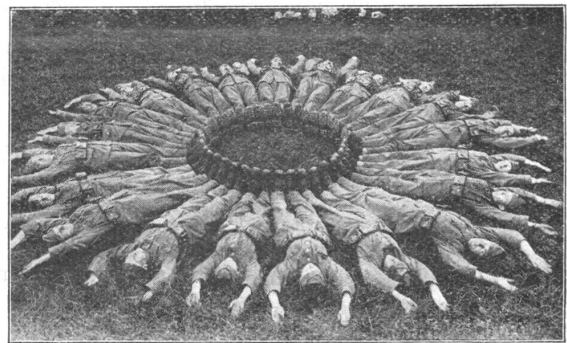
Mit einem Gefühl des Neides hatte Schönowsky seinen Regimentsführer wegfahren sehen; aber nur einen Augenblick, dann begann die sachliche Erwägung die Oberhand zu gewinnen über die körperliche und geistige Schwäche. Das Regiment hatte den Befehl erhalten, einen Streifen von zwei Kilometer Länge am westlichen Styrufer zu besetzen. Dazu standen Schönowsky 30 Gewehre zur Verfügung. Das Häuflein war ganz allein. Ringsum war alles abgezogen und links und rechts keine Anschlussgruppen anzutreffen.

Jenseits des Styr hörte man schiessen. Dort wehrte sich das abgeschnittene Regiment gegen den Feind. Fieberhaft arbeitete das Gehirn Schönowskys, um eine Rettung der Kameraden zu versuchen. Er nennt diese Augenblicke die furchtbarsten seines Lebens. Er wusste nicht, ob der Besetzungsbefehl noch in Kraft war. Warum waren eigentlich alle Truppen abgeströmt? So entschloss er sich, ein Telephon zu suchen zu einem höheren Kommando, dieses über die Lage aufzuklären und Sperrfeuer zu verlangen für die abgeschnittenen Waffengeführten.

Das Glück war aber nicht mit dem Major. Er verliess die Stellung, fand aber kein Telephon; wohl aber überall Versprengte, deren Aussagen das Bild eines erzwungenen Rückzuges ergaben; z. B. sollte russische Reiterei den Styr bereits überschritten haben. Da entschloss sich Schönowsky, den Rückzug endgültig anzutreten.

Nach vier schlaflosen Nächten traf er am andern Morgen, am 8. Juni, einen Husarenleutnant, gepflegt, gewaschen, rasiert und mit jener Eleganz gekleidet, die man bei Stäben trifft. Er grüsste kaum, als Schönowsky sich näherte. Von diesem Reiteroffizier vernahm er nun, dass die Oesterreicher die Styrlinie noch besetzt hielten und dass sich Schönowsky zehn Kilometer hinter der Front befand.

Zu allem Unglück hatte ihn der Versuch, das Regiment zu retten, ferner die Trugbilder und Täuschungen der Nacht noch in den Verdacht gebracht, die Truppen verlassen und den Rückzug über jede Notwendigkeit hinaus durchgeführt zu haben, also den Verdacht der Dienstverletzung und der Feigheit.



Füsilierblume. Une fleur sans nom!

(Dubois)

15. Die kriegsgerichtliche Rechtfertigung.

Die Styrlinie musste von den Oesterreichern schon am 8. Juni aufgegeben werden. Als Schönowsky wieder zum Regiment stiess, da waren noch 290 Mann beisammen, wovon 100 ohne Gewehr. In den zwei Kampftagen, am 5. und 7. Juni, hatte das Regiment über 90 Prozent Verluste erlitten.

Als der Rückzug endlich gestellt werden konnte durch Ersatztruppen und deutsche Regimenter, da wurde von Anfang an das Verhalten des ersten Schützenregimentes verkannt und einem vernichtenden Urteil unterzogen. Der Name «Rennerbuben» wurde für die Angehörigen des Regimentes geprägt; Befehle höherer Kommandanten sprachen von «Flucht aus der Front», von der «Sorge um das jämmerliche Ich». Schönowsky wurde seines Kommandos enthoben, und als Oberst Kneisl wieder beim Regiment eintraf, ebenfalls nicht mehr zum Dienst zugelassen. In einem Schreiben an das

Armeoberkommando erklärt der Kommandant der 13. Schützendivision, Feldmarschall Gustav Szekely, Major Schönowsky habe sich weder als Bataillons-, noch als Regimentskommandant bewährt und sei deshalb der Kanzleiverwendung zuzuführen. Eingaben um Auszeichnungen für Offiziere und Soldaten, die sich in den Unglückstagen ausgezeichnet hätten, wurden abgewiesen mit der Begründung, eine geschlagene Truppe verdiene keine Auszeichnungen.

Schönowsky hat zunächst eine schriftliche Rechtfertigung eingebracht und um die Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung gebeten.

Vor dem k. k. Landwehrdivisionsgericht in Wien haben die beiden Offiziere Kneisl und Schönowsky ihre Rechtfertigung gefunden. Eine öffentliche Wiederherstellung der Ehre des Regimentes ist jedoch nicht erfolgt.

Das Gutachten der Sachverständigenkommission für kriegswissenschaftliche Fragen stellte dagegen fest: Das Verhalten der beiden Offiziere sei gerechtfertigt und einwandfrei gewesen oder sei aus leichterklärlichem Irrtum hervorgegangen, und der Durchbruch sei nicht beim ersten Schützenregiment, sondern bei andern Truppen erfolgt. Die Anlage des Brückenkopfes von Luzk wird als mangelhaft, gewisse Befehle als auffallend bezeichnet und der unheilvolle Einfluss der unsichern Führung richtig gewürdigt.

Schönowsky ist übrigens später wieder vor dem Feinde gestanden in der gleichen hervorragenden Haltung, wie in den Tagen von Luzk.

Hier endet das Buch. Seine wertvollsten Eigenschaften sind das Aufrütteln und das Mitfühlen, das wir erleben beim Lesen dieser mannigfaltigen, mit innerster Erregung geschriebenen Schilderungen durch Mitkämpfer, über welche der Krieg als ein urgewaltiges Schicksal hinweggeschritten ist. Der ergreifende Untergang nur schon dieses einen Regimentes erinnert uns daran, wie oft wir, gleich Zuschauern eines sportlichen Wettkampfes, die Kriegereignisse in satter Geborgenheit, voreingenommen und aufregungshungrig erwarteten und verfolgten. dabei vergessend, dass die Kämpfer fühlende, sonnenbedürftige Menschenkinder, wie andere auch den Krieg als zermalmendes Verhängnis erlitten.

Mag darum ihr Opfer den Gedanken immer von neuem wecken: das letzte Hochziel aller Gesittung bleibt eine die ganze Menschheit umfassende Bruderschaft.

Major P. Biedermann.

Das Militärwesen als Wirtschaftsfaktor.

Allzu leicht gibt man sich in weiten Kreisen unserer Bürgerschaft der Auffassung hin, unser Militärwesen koste uns lediglich einen Haufen Millionen Geld, bringe uns aber nichts Materielles ein. Wer so denkt, vergisst, dass ein Grossteil unserer Militärausgaben auf Anschaffungen aller Art, die unser Wirtschaftsleben stark fruktifizieren, zurückzuführen ist und ganz besonders auch auf Arbeitslöhne. Nach einer amtlichen Zusammenstellung hat z. B. das Zeughaus St. Gallen im Jahre 1928 für Löhne, Vergütungen an Privatindustrie, Materialbeschaffungen u. dgl. 564,000 Franken verausgabt, wovon über 400 000 Franken allein auf Arbeitslöhne entfallen (rund die Hälfte auf Heimarbeit). Von dieser Summe sind mindestens 500,000 Fr. im Kanton verblieben und zudem hat der Bund noch weitere 200,000 Fr. durch Vergebung von Arbeiten für militärische Zwecke dem st. gallischen Wirtschaftsleben zufließen lassen.

Les chiens de guerre dans notre armée.

La définition du chien de guerre est certes multiple, car cette expression désigne une grande quantité de chiens, dont l'activité est parfois très différente; leur utilisation revêt cependant un caractère essentiel, et identique: elle procure un coefficient de sécurité important. Citons notamment les chiens sanitaires, les chiens auxiliaires de patrouilles, dont le rendement atteignit en Allemagne, pendant la guerre, un coefficient de 300 à 400% en faveur des patrouilles qui les employèrent; le chien de garde ou de ronde, le chien porteur, le chien de trait; ce dernier rendit de précieux services aux compagnies de mitrailleurs de l'armée belge, et aux troupes allemandes et françaises; enfin et surtout le **chien de liaison**, dont nous parlerons en détail.

L'utilisation du chien de guerre ne date pas de 1914. Depuis les temps les plus reculés, les chiens furent employés au service militaire; les Phéniciens, les Grecs, les Romains dressèrent leurs chiens pour le combat, pour l'attaque. En effet, jusqu'à l'invention de la poudre, le chien fut avant tout un combattant direct: Hérodote, Plin, Strabon, Végèce, nous laissent des citations nombreuses et relatives aux exploits des molosses dressés à la guerre, utilisés dans les garnisons de forteresses. D'autre part, les compagnies suisses qui prirent part, à Morat, à la bataille contre Charles-le-Téméraire, doivent une partie de leur succès à leurs chiens qui gagnèrent le combat qu'ils livrèrent aux bêtes des Bourguignons. A ce propos, Eugène Burnand dans son tableau de « La fuite de Charles-le-Téméraire » représenta quelques molosses du duc de Bourgogne.

Puis, dès l'utilisation de la poudre, le chien perdit bientôt de plus en plus son rôle de combattant direct, pour devenir un précieux auxiliaire au combat.

Avant d'entrer dans le sujet même de cet article, qu'il nous soit permis d'adresser ici de très vifs remerciements à M. le capitaine de cavalerie Georges Balsiger, médecin-vétérinaire à Lausanne, qui voulut bien nous accorder une précieuse documentation relative au chien de guerre, à son passé, à son présent et à son avenir. Nous lui en sommes d'autant plus reconnaissant, qu'il nous permet ainsi de vulgariser une question à l'ordre du jour, problème qui ne manquera pas de prendre une réelle importance dans le cadre de notre armée.

Revenons donc à l'emploi du chien au cours de la dernière guerre. Il fut intense sur tous les fronts. En Allemagne les résultats s'avèrent excellents dès les débuts de 1914. Il est juste de rappeler à ce propos que le problème du chien de guerre fut étudié par les organes militaires allemands dès 1888 déjà. A l'armistice, on comptait un effectif de 20 000 chiens utilisés sur le front; le service était organisé méticuleusement, confié à des officiers spécialistes, et l'instruction des guides et le dressage des chiens étaient effectués selon des principes généraux. On les pratiquait avant tout dans des centres de dressage tels que ceux de Breslau et de Grünheide. Dès 1898 — fait intéressant — une société civile, qui est aujourd'hui la première association allemande de cynologie, le **Deutscher Schäferhund-Club**, présidée par le capitaine von Stephanitz, tint un contrôle des différents chenils. Actuellement, 4000 chiens sont inscrits dans ses registres, sous leur qualité de chiens de guerre, et seraient